

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Carolin Emcke**

**Wie wir begehren**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

»Il y a autant de différence de nous à nous-même  
que de nous à autrui.«  
Montaigne

»Die Saite des Schweigens  
gespannt auf die Welle von Blut ...«  
Ingeborg Bachmann



»So quälte ich mich mit der Welt,  
dass ich begann, mir Sprichwörter auszudenken.  
Lange Wahrheiten gibt's und kurze.  
Und folgt die Strafe nicht auf dem Fuß,  
musst Du die Schuld ableben durchs Leben.«  
Jan Skácel

Vielleicht ist das der Grund für diese Geschichte. Vielleicht muss sie so beginnen: mit der Schuld, einer Schuld, die sich nicht abtragen, sondern nur ableben lässt durchs Leben. Vielleicht ist es eine Illusion, dass sich Schuld abbauen ließe, als sei sie aus Erz oder Kohle, als ließen sich Brocken herausschlagen, kleine Klumpen, die fortgetragen, zerkrümelt, aufgelöst werden könnten. Vielleicht gehört das Erzählen so zum Leben wie das Schweigen zum Tod. Und vielleicht lässt sich nur so, erzählend, die lange Wahrheit dieser Geschichte begreifen.

\*

Warum gerade wir ausgewählt wurden, weiß ich nicht. Die anderen Schüler, vor allem die Jungen, standen um uns herum und stichelten. Vielleicht waren es außer mir auch nur Jungen. Das wäre mir nicht aufgefallen. Es war eine Zeit, in

der die Unterschiede noch nicht besonders relevant waren. Oder zumindest für mich nicht. Sie lauerten wie ein Rudel Wölfe, im unförmigen Kreis, ohne klare Ordnung. Linkisch und bissig wagte sich mal einer, mal ein anderer vor und schubste uns, Daniel oder mich, mit einem Schlag gegen die Schulter: »Na los!«

Wir standen am Rand des lehmigen Fussballfeldes, das eigentlich kein richtiges Fussballfeld war, sondern nur eine größere Lichtung im waldigen Hügel, gleich neben dem Schulgebäude. Heutzutage gibt es das vermutlich gar nicht mehr, einen nichtasphaltierten Hof. Damals war der Platz etwas verwildert, neben dem eigentlichen Hof mit den Bänken und Geländern und dem ewig zugigen, grauen Toilettenhäuschen. Es gab zwei Tore ohne Netze und ein Feld ohne Linien.

»Na los!«, sie waren erschrocken über den eigenen Mut, ängstlich vor der eigenen Feigheit, immer darauf bedacht, was die anderen von ihnen denken könnten. »Na los, prügelt euch.« Sie schnappten und wichen wieder zurück, jeder beobachtete jeden, die schmächtigen Körper etwas gebeugt, den Kopf tief, etwas zu aggressiv, etwas zu devot, immer auf der Hut, ob sich die Gewalt, die sie gerade auf uns lenken wollten, im nächsten Moment gegen sie selbst kehren könnte, eine Meute aus Kindern.

Es war der erste Schultag am Gymnasium. Der Tag hatte in der Turnhalle begonnen. Warum die Begrüßungszeremonie der Neankömmlinge und die Vorstellung der Klassenlehrer für die drei fünften Klassen nicht in der Aula stattfanden,

weiß ich nicht. Wir saßen auf hölzernen Bänken neben unseren Müttern oder Vätern und warteten darauf, welcher Klasse wir zugeordnet würden. Was wir von den Lehrern zu erwarten hatten, ob sie beliebt oder unbeliebt waren, konnten wir heraushören am klatschenden Kommentar der älteren Schüler, die der Veranstaltung aus Langeweile oder Gehässigkeit beiwohnten. Wenn ich es heute recht bedenke, muss es sich für die drei Lehrer, die da am Ende der Halle unter dem Basketball-Korb standen, entsetzlich angefühlt haben. Wie ihre Namen aufgerufen wurden, sie mit lauten Pfiffen oder allzu leisem Applaus bedacht wurden und sie so, schon im Moment der Ernennung zum Klassenlehrer, vor ihren neuen Schülern jede Autorität verloren. Vermutlich waren sie deswegen da, die älteren Schüler, weil dies der einzige Moment im Jahr war, an dem sie sich rächen konnten. Ich weiß noch, dass sie mir ein wenig leidtaten, die Lehrer, die sich da ausliefern mussten. Und ich weiß noch, dass mir diese Atmosphäre des kollektiven Urteils, das ich als solches damals gar nicht hätte benennen können, unheimlich war.

Wir verfolgten nur die alphabetischen Namenslisten, warteten unseren Buchstaben ab, hörten unseren Namen und bangten dann, ob auch all die vertrauten Freunde aus der Grundschule genannt würden. Ich hatte Glück. Meine liebsten Spielgefährten aus den vorangegangenen Jahren wurden alle derselben Klasse zugeteilt. Wer die anderen Unbekannten waren, die folgten, war gleichgültig. Entscheidend war nur, nicht allein in diese neue Welt gestoßen zu werden. Dann löste die Versammlung sich auf, die Eltern verabschiedeten sich, und wir gingen in der gerade neusortierten Gruppe

hinter der neuen Klassenlehrerin die Treppen zum Gebäude der fünften und sechsten Klassen hinunter. Wir waren etwas abseits, am Fuß des Hügels, in einer eigenen versunkenen Welt, nicht mehr ganz Grundschule, aber auch noch nicht Gymnasium.

Und da standen wir nun. An der Ecke von diesem Fußballfeld. Gleich neben dem mit Brennesseln bewachsenen Abhang. In einer der ersten Pausen. Sie muss eine kurze Pause gewesen sein. Die lange Pause wurde immer als wirkliche Pause, also zum Fußballspielen genutzt. Die kurzen taugten für nichts Halbes und nichts Ganzes. Da unten, bei den Unterstufengebäuden, gab es keinen Bäcker, keine Eisdielen, nichts, wohin man eben mal hätte verschwinden können. Für eine Raucherecke, wie es sie später geben sollte, waren wir zu jung oder zu wenig verwegen. Vielleicht hatten wir auch einfach zu wenig Phantasie, wie sich die Lust an der Grenzüberschreitung ausdrücken sollte.

Wir wollten nicht, weder Daniel noch ich. Etwas verstohlen schauten wir uns an. Wir kannten uns ja gar nicht. Von welcher Grundschule Daniel auf dieses Gymnasium gewechselt war, wusste ich nicht. Aber ich wusste, dass ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Er hatte blonde Haare und weit auseinanderstehende grüne Augen. Er war ein bisschen größer als ich, aber nicht viel. Seine Schultern waren eckig. Die Arme etwas zu lang. Aber auch das ist mir damals bestimmt nicht aufgefallen. Schließlich war bei jedem von uns irgendwie etwas zu lang oder zu kurz, war jeder von uns irgendwie leicht daneben, und sei es nur, weil wir dachten, die anderen könnten das von uns denken. Daniel hatte eine angenehme

Erscheinung. Es gab keinen Grund, warum er ausgewählt wurde in diesem Moment am ersten Schultag. Es war wahllos. Es traf einfach uns.

Ich wusste nicht richtig, was das sollte, warum wir uns denn schlagen sollten. Daniel hatte mir nichts getan. Es gab kein Motiv. Ich hatte mich schon oft gerauft. Schon an meinem ersten Tag im Kindergarten. An meinem ersten Tag in der Grundschule auch. Grundsätzlich sprach also nichts gegen eine Prügelei am ersten Tag auf dem Gymnasium. Ich habe einen älteren Bruder. Raufen gehörte zum gewöhnlichen Repertoire des Überlebens. Aber ich musste wütend sein über etwas, das der andere getan hatte, was ich gemein fand. Einfach so, ohne angegriffen worden zu sein, auf jemanden loszugehen, das konnte ich nicht. Vielleicht verstand ich auch einfach das Spiel nicht: diesen Versuch einer amorphen Gruppe, in sich eine Hierarchie zu schaffen, diesen Versuch jedes einzelnen Schülers, nur ja nicht selbst im Kreis zu landen, nur nicht selbst getestet zu werden, nur nicht selbst, schon am ersten Tag, ausgegrenzt zu werden. Nur deswegen formten sie diesen Kreis, nur deswegen trauten sie sich so viel zu, weil sie sich nichts zutrauten, nur deswegen brauchten sie diese Situationen, in denen andere als Schwächlinge markiert werden konnten.

Als Schwäche konnte allerdings beides gelten: sich zu prügeln wie sich nicht zu prügeln. Wer sich von den anderen aufstacheln ließ, traute sich vielleicht nicht zu, sich gegen die Gruppe zu wehren. Wer sich nicht aufstacheln ließ, traute sich vielleicht nicht zu, gegen einen anderen zu gewinnen. Eine psychische Niederlage das eine, eine phy-



sische das andere. Ich gebe zu, dass mich die Aussicht zu verlieren als erfahrene kleine Schwester keineswegs beunruhigte. Das war ich gewohnt. Jede Kraftprobe, jeden athletischen Wettkampf, jede Prügelei verlor ich. Meine ganze Kindheit hindurch. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich die einzelnen Wettkämpfe als besondere Niederlagen empfand, auch wenn sie nur aus einer Aneinanderreihung von Niederlagen bestanden. Ob es mich aus athletischem Ehrgeiz reizte, es zu versuchen, ob es aus Stolz darum ging, gegenzuhalten, das kann ich gar nicht sagen. Vermutlich war ich bloß stur.

Wenn ich überlege, warum ich in dieser Situation, damals, am ersten Schultag, keine Angst vor dem Verlieren hatte, kann ich nur ahnen, dass es etwas damit zu tun haben muss, dass ich ja ohnehin immer verlor. Ich glaube, darüber dachte ich nicht einmal nach. Vielleicht war das, die Angstfreiheit, der beste Schutz.

Die Szene verging, wie sie entstanden war, plötzlich und wortlos. Weil das Pausenzeichen ertönt oder irgendein Lehrer in der Nähe aufgetaucht war. Alle stoben auseinander. Die Anspannung war verflogen, wie sie entstanden war. Die meisten erinnerten schon am nächsten Tag nicht mehr, dass sie uns hatten aufstacheln wollen. Das war meine erste Begegnung mit ihm.

\*

Warum er sich das Leben genommen hat, weiß ich nicht. Ich habe niemanden dazu befragt. Niemanden außer mir selbst. Gewundert habe ich mich nicht. Dabei ist das sonst so üblich. Jemand stirbt durch eigene Hand, und wir tun überrascht. Natürlich war ich erschrocken, als ich Jahre später, Jahre nach diesem ersten Schultag am Gymnasium und einige Zeit, nachdem Daniel unsere Schule verlassen hatte, hörte: »Daniel ist tot.« Da war er noch nicht einmal achtzehn. »Daniel ist tot.« Das klang schäbig. In dem Moment, in dem ich den Satz hörte, ekelte er mich auch schon an. Es war niemals nur ein erschrockener Ton, der angeschlagen wurde mit diesem Satz, immer lag unter der Betroffenheit noch etwas anderes. Erst dachte ich, das Intervall, das ich hörte, wenn über diesen Selbstmord gesprochen wurde, sei die gemeine Lust am Skandal, die mit angestimmt wurde, die voyeuristische Freude an dem Eklat, der dazu dient, im Niedergang des anderen vor allem das eigene Überleben zu feiern. Aber es war noch etwas anderes. »Daniel ist tot«, das war auch eine Art Bestätigung. Je entsetzter die Stimmen taten, die den Freitod kommentierten, desto zufriedener schienen sie zu sein. Als sei der Tod von Daniel ein später Triumph, als sei die Hetzjagd zu einem erfolgreichen Ende gekommen, der Schwächling doch noch ausgemacht.

Natürlich habe auch ich mich gefragt: Warum hat er sich das Leben genommen? Ich wollte wissen, gab es einen Brief, eine Ankündigung, eine Erklärung, etwas, das er hinterlassen hat. Aber ich habe mich das nicht gefragt, weil mir *keine* Gründe eingefallen wären. Ich habe mich das gefragt, *weil* mir Gründe einfelen. Weil ich wissen wollte, ob die Gründe, die mir einfelen, auch seine waren. Weil ich wissen wollte, wie

viel sein Tod mit uns zu tun hatte, mit all diesen Kreisen, die gezogen werden, die einschließen und ausschließen und die sich nicht immer so schnell wieder auflösen wie jener erste Kreis, damals, am ersten Schultag. Was war an ihm, das ihn nicht überleben ließ? War da überhaupt etwas an ihm? Was fehlte ihm? Gab es eine Schwelle, die er nicht überschreiten konnte, eine, die ihn bewahrt hätte? Gab es eine Schwelle, die wir ihm verstellt hatten? Hatte sein Tod überhaupt mit ihm zu tun? Oder mit uns? Mit der Welt um ihn herum? Warum er und nicht ich? Hätte es nicht genauso viele Gründe für mich geben können? Warum war ich aus dieser Zeit hervorgegangen? Ich war mit ihm im Kreis gewesen. Hätte es nicht genauso für mich gelten können? Ist das nicht willkürlich, wen es trifft? Wer aus dieser Zeit der Kindheit, die keine mehr ist, wer aus diesen Jahren der Unbestimmtheit hervorgeht, ist das vorhersehbar?

War der Grund, warum ich noch Jahre nach dem Abitur gebraucht habe, um mein Begehren zu entdecken, derselbe wie der, warum er sich das Leben genommen hat? War die Sehnsucht, die wir nicht verstehen, nicht entdecken, nicht leben konnten in dieser Zeit, dieselbe?

\*

Die Liste war ordentlich. Der Winkel, an dem sich die beiden Achsen kreuzten, war mit einem Geodreieck gezogen worden. Die Linien alle schnurgerade. Als sei es eine Hausaufgabe gewesen, die uns einer der Lehrer aufgetragen hätte. Als kontrollierten uns die Lehrer noch in all den Bereichen, in denen sie uns nicht kontrollierten. Feinsäuberlich waren

die Namen alphabetisch in die Tabelle geschrieben worden. Es gab zwei Listen. Auf der Liste der Jungen verliefen die Namen der Jungen von oben nach unten, die der Mädchen von links nach rechts, die Liste der Mädchen war genau anders herum.

Die Welt teilte sich. Sie spaltete sich auf in Geschlechter, schon bevor die Körper sich dessen bewusst wurden, bevor sie eigentlich noch recht als Geschlechter entdeckt waren. Gewiss hatte es das auch vorher schon gegeben, diesen Riss in der Welt, der sich auftat als ein Naturgesetz ohne jede Natürlichkeit. Aber eigentlich spielte es vorher keine besondere Rolle. Es gab Jungen und Mädchen, Brüder und Schwestern. Natürlich hatten wir uns in unserer Verschiedenheit betrachtet und einander gezeigt. Ich hatte im Alter von gerade mal vier Jahren immerhin einen geliebten Schlumpf hergegeben, um den Nachbarsjungen zu bestechen, mir zu zeigen, wie er seine Vorhaut verschieben konnte. Ich hatte zwar einen Bruder, bei dem ich das auch hätte sehen können. Aber das wäre ganz gewiss niemals so billig zu haben gewesen. Natürlich gab es das schon, die feinen Unterschiede, aber sie bedeuteten bislang nur selten einen Unterschied.

Es gab getrennte Umkleidekabinen beim Sport. Da tauchten wir dann vorübergehend ab. In diese düsteren, etwas moderigen Räume, die die Geschlechtlichkeit von Anbeginn mit Dunkelheit und Schweiß assoziieren lassen sollte. Wir verschwanden aus dem gemeinsamen Leben, halbierten uns gleichsam für diesen kurzen Moment der Nacktheit, um uns direkt danach, angezogen, wieder zusammenzufügen. Am Ende, nach der Sportstunde, gingen wir wieder zurück in die

Kabinen und schlüpfen in unsere Anziehsachen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir die verkalkten Duschen, die es gab, jemals benutzt hätten. Der Stundenplan sah auch gar nicht vor, dass Schüler ihre nassgeschwitzten Körper duschen sollten. Wir stoppten mit dem Sport kurz vor der Pause, und dann begann auch gleich die nächste Stunde im anderen Gebäude. Für langes Duschen – von Schminken war ohnehin noch nicht die Rede – blieb keine Zeit. Die Körperlichkeit von Jugendlichen oder das Waschen des jugendlichen Körpers kam den Lehrern oder der Schulleitung gar nicht in den Sinn. Einerseits hielten sie uns für zu jung, als dass wir überhaupt sinnlich genug sein könnten, um auf einen frischen und saubereren Körper Wert legen zu können. Andererseits hielten sie uns aber für zu alt, als dass wir uns noch hätten voreinander entblößen dürfen. Die Gemeinsamkeit, die Einheitlichkeit sollte es nicht geben. Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität waren gesetzt, noch bevor Geschlechtlichkeit oder Sexualität recht herangereift waren.

Mehr als fünfzehn Jahre später lernte ich im Urlaub zum ersten Mal einen Hermaphroditen kennen. Ich wusste bis dahin gar nicht, dass es das gab. Ich kannte nicht einmal das Wort. Zwitter waren göttliche Figuren aus der griechischen Mythologie, ineinandergeschobene Wesen. Etwas anderes kannte ich nicht. Ich hatte mich gerade von meinem Freund getrennt und war mit einer Freundin von der Universität in den Urlaub gefahren. Wir waren bei Freunden zu Gast und betranken uns den Nachmittag über und spielten Trivial Pursuit.

Irgendwann tauchte ein befreundetes Paar der Gastgeber auf. Ein italienischer Fotograf und seine Freundin Nicola. Sie war jung und hübsch, schmal und elegant, und sie spielte vergnügt mit bei diesem absurden Spiel. Es war nichts Besonderes an ihr, außer, dass sie in auffälliger Weise die simpelsten Fragen nicht beantworten konnte. Nun passiert das bei Trivial Pursuit jedem gelegentlich. Die Beliebtheit des Spiels erklärt sich schließlich nicht dadurch, dass es klassische Bildung belohnt. Auch noch so enzyklopädisch Gebildete scheitern an der Frage, wie die Schwiegermutter von Fred Feuerstein heißt oder wer auf der Bahn neben Jürgen Hingsen lief, als der disqualifiziert wurde. Insofern war es nichts Ungewöhnliches, dass jemand passen musste. Aber Nicola schien Fragen nicht nur nicht beantworten zu können, sie schien Fragen nicht einmal einem bestimmten Kontext zuordnen zu können. Es war nicht irritierend, was sie nicht wusste, sondern dass es gar keine Assoziationsfelder zu geben schien, an die sie einzelne Themen hätte koppeln können, keine gestuften Schichten des Wissens, in denen sich hätte suchen lassen. Nicola hatte anscheinend Blüten von Wissen, wie vereinzelt auf einer Wasseroberfläche, hin und her gespült, vom Wind herangetragen, ohne Anbindung.

Sie war keineswegs unglücklich über den Spielverlauf, sie schien noch nicht einmal zu bemerken, dass es unterschiedliche Arten von Fragen gab, leichtere und schwerere, Fragen, die Peripherien des Wissens erkundeten, und solche, die aus den geläufigeren Gebieten stammten. Sie lachte über ihre Ahnungslosigkeit und über unsere, sie zog Karte um Karte mit der gleichen Hoffnung, nun eine Frage erfolgreich beantworten zu können. Sie fischte wie mit einem großmaschi-

gen Netz im Wasser und freute sich über jede Blüte, die sich darin verfang. Ihre Sorglosigkeit vor der eigenen Ignoranz war ansteckend und befreiend, und so lachten wir, tranken und spielten und wunderten uns nur ein wenig über diese charmante Frau.

Etwas später gingen einige zum Schwimmen zum Strand. Ich blieb im Haus und begann zu kochen. Ich wusch Zucchini und Auberginen, halbierte sie der Länge nach, dann pellte ich Knoblauchzehen langsam aus ihrer Haut und schnitt sie in dünne Scheibchen, ich weiß nicht, warum ich mich daran noch so genau erinnere, ich ging auf die Terrasse, um etwas Oregano aus dem Gewürzkasten zu pflücken, als meine Freundin plötzlich neben mir stand und sagte: »Etwas stimmt nicht.« Sie hatte nicht gesagt: »Etwas stimmt nicht mit ihr« – und doch war sofort klar, über wen sie sprach. Beim Schwimmen war sichtbar geworden, dass die junge, schöne Frau einen männlichen Unterleib hatte. Keiner sprach, worüber alle den Rest des Abends nachdachten. Bis Nicola und ihr Freund wieder gegangen waren. Dann erzählten uns unsere Gastgeber, was sie wussten von Nicola.

Nicola hatte einen Körper, der sich keinem eindeutigen Geschlecht zuordnen ließ. Sie war nicht transsexuell, sie hatte keine operative Geschlechtsumwandlung hinter sich, sondern sie war intersexuell. Sie war nicht in einen Körper hineingeboren, dessen eindeutiges Geschlecht ihr fremd war. Sondern sie war in einen Körper hineingeboren, der zwei Geschlechter entwickelt hatte und gleichsam unentschieden geblieben war. Ihre Pubertät, in der sich die Brüste gleichzeitig zu ihrem Penis ausbildeten, war eine Geschichte der

fortlaufenden Ausgrenzung, weil die Ambivalenz ihres Geschlechts vor allem als soziale Bedrohung wahrgenommen worden war. Eine der qualvollsten Erfahrungen ihrer Schulzeit waren ausgerechnet die Umkleidekabinen beim Schulsport gewesen: Orte der Normierung, in die sie nicht eingelassen wurde, weil sie Eindeutigkeit verlangten. Sie hatte irgendwann die Schule aufgegeben. Nicht, weil sie die Anforderungen nicht hätte erfüllen können oder nicht gerne lernen wollte, sondern weil sie nicht passte in diese aufgeteilte Welt. Das war der Grund für ihre Wissenslücken.

Nicola führte vor, was für uns andere genauso galt: die Verordnung der Geschlechtlichkeit, die uns selbstverständlich erscheinen soll und die wir als Unhinterfragbares annehmen, weil es uns, in unseren Körpern, leichter fällt. So gleiten wir hinein in Normen wie in Kleidungsstücke, ziehen sie uns über, weil sie bereitliegen für uns, weil sie uns übergestülpt werden, weil sie sich anpassen oder weil wir, unbemerkt, uns anpassen. Normen als Normen fallen uns nur auf, wenn wir ihnen nicht entsprechen, wenn wir nicht hineinpassen, ob wir es wollen oder nicht. Wer eine weiße Hautfarbe hat, hält die Kategorie Hautfarbe für irrelevant, weil im Leben eines Weißen in der westlichen Welt Hautfarbe irrelevant *ist*. Wer heterosexuell ist, hält die Kategorie sexuelle Orientierung für irrelevant, weil die eigene sexuelle Orientierung im Leben eines Heterosexuellen irrelevant sein *kann*. Wer einen Körper besitzt, in dem er oder sie sich wiedererkennt, dem erscheint die Kategorie Geschlecht selbstverständlich, weil dieser Körper niemals in Frage gestellt *wird*.